

Bezugspreis: Wöchentlich 70 Pfennig, monatlich 2.- Reichsmark voraus zahlbar. Unter Kreuzband für Deutschland, Botsig, Saar- und Rheinland, Ostpreußen, Litauen, Ostpreußen 4.50 Reichsmark, für das übrige Ausland 5.50 Reichsmark pro Monat.

Der „Vorwärts“ mit der Sonntagsbeilage „Volk und Welt“ mit „Sieb- und Kleingarten“ sowie der Beilage „Unterhaltung und Wissen“ und Frauenbeilage „Frauenstimme“ erscheint wöchentlich zweimal, Sonntags und Montags einmal.

Telegramm-Adresse: „Sozialdemokrat Berlin“

Vorwärts

Berliner Volksblatt

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Redaktion und Verlag: Berlin SW. 68, Lindenstraße 3 Fernsprecher: Dönhoff 292-297.

Donnerstag, den 17. Juni 1926

Vorwärts-Verlag G. m. b. H., Berlin SW. 68, Lindenstr. 3

Anzeigenpreise: Die einseitige Anzeigenzeile 80 Pfennig, Reklamezeile 5.- Reichsmark. „Kleine Anzeigen“ das gesetzlich bedruckte Wort 25 Pfennig (außerhalb zwei gesetzlich bedruckte Worte), jedes weitere Wort 12 Pfennig. Stellenangebote das erste Wort 15 Pfennig, jedes weitere Wort 10 Pfennig. Worte über 15 Buchstaben zählen für zwei Worte. Arbeitsmarkt Seite 60 Pfennig. Familienanzeigen für Abonnenten Seite 40 Pfennig.

Anzeigen für die nächste Nummer müssen bis 4 1/2 Uhr nachmittags im Hauptgeschäft, Berlin SW. 68, Lindenstraße 3, abgegeben werden. Geöffnet von 8 1/2 Uhr früh bis 8 Uhr nachm.

Brecht den Terror!

Ein Aufruf der Gewerkschaften.

An die deutsche Arbeiterschaft!

Zahlreiche Nachrichten aus dem ganzen Reich, besonders aber aus den Gutsbezirken, bestätigen, daß ein

erheblicher Terror

ausgeübt wird, um die breite Masse des Volkes von der Abstimmung zum Volksentscheid fernzuhalten.

Die Geschäftsstellen der Landbünde fordern die landwirtschaftlichen Arbeitgeber auf, genau darüber zu wachen, ob die Landarbeiter zur Abstimmung gehen.

Durch Zureden und Drohungen

will man versuchen, die stimmberechtigten Staatsbürger an der Abstimmung zu verhindern.

Man scheut sogar nicht vor der Aufforderung zurück,

durch Führung von schwarzen Listen

eine Kontrolle auszuüben, um diejenigen Arbeiter und Arbeiterinnen, die beim Volksentscheid mit Ja stimmen, aus der Arbeit zu entlassen.

Auf dieses schamlose Vorgehen hat in diesen Tagen auch schon die preussische Regierung hingewiesen und mit allem Nachdruck betont, daß dies ein Verstoß gegen die in der Verfassung gewährleisteten Rechte der Staatsbürger ist.

Die Landarbeiter und Landarbeiterinnen sind in ihrer Mehrheit willens,

beim Volksentscheid mit Ja zu stimmen.

Der terroristischen Ausnutzung ihrer wirtschaftlichen Abhängigkeit muß daher mit äußerster Energie entgegengetreten werden.

Die Arbeiterschaft aus der Industrie, dem Handel und dem Handwerk muß die Landarbeiterschaft in diesem Kampfe unterstützen. Die Arbeiter in den Städten und Industriebezirken müssen am 20. Juni entweder frühzeitig ihr Stimmrecht ausüben oder, soweit es noch möglich ist, sich einen Stimmschein besorgen, um dann beschleunigt aufs Land zu gehen

zur Überwachung der Abstimmungslokale.

Sie müssen sich sofort bei den Stellen melden, die die Wahlarbeiten, insbesondere die Überwachung der Wahllokale auf dem Lande vorbereiten. Es kommt besonders darauf an, auf dem Lande genau festzustellen, ob und wo

ein Terror gegen die Abstimmenden

ausgeübt wird, um bei nachfolgenden Prozessen die Tatsachen den Gerichten unterbreiten zu können. Auf diesem Wege wird und muß es gelingen, dem rechtswidrigen Treiben der Machthaber auf dem Lande entgegenzutreten.

Das Kreuz in den Ja-Kreis!

Eine amtliche Aufklärung.

Durch Wolffs Bureau wird folgende amtliche Mitteilung verbreitet:

Leber die Art der Stimmabgabe beim Volksentscheid bestehen zum Teil noch Zweifel. Der Stimmzettel enthält folgende Frage vorgebracht: „Soll der im Volksbegehren verlangte Entwurf eines Gesetzes über Enteignung der Fürstenerbvermögen Gesetz werden?“ Die Stimmabgabe erfolgt in der Weise, daß der Stimmberechtigte, der die zur Abstimmung gestellte Frage bejahen will, unter dem vorgebrachten Worte „Ja“, der Stimmberechtigte, der sie verneinen will, unter dem vorgebrachten Worte „Nein“ in den dafür vorgesehenen Kreis ein Kreuz setzt. Es empfiehlt sich, bei der Stimmabgabe sich nur des Kreuzes zu bedienen. Ob andere Abstimmungszeichen, z. B. ein Strich, gültig sind, würde erst im Wahlprüfungsverfahren zu entscheiden sein.

Wir halten das im letzten Satz ausgedrückte Bedenken für hinfällig. Auch bei den Reichstagswahlstimmzetteln waren Kreise vorgesehen, in die ein Kreuz oder Strich gezeichnet, also kenntlich gemacht werden sollte, welcher Partei die Wahlstimme zugebacht war. Sinngemäß übertragen wird also auch diesmal ein Strich im Kreis genügen. Aber um jeden Zweifel auszuschalten, soll überall ein Kreuz in den Ja-Kreis gezeichnet werden!

Aus einem Rundschreiben des Preussischen Ministers des Innern an die Ober- und Regierungspräsidenten, die Abstimmungsleiter und Landräte sowie die Stadt- und Landgemeinden teilt der Amtliche Preussische Pressedienst folgendes mit:

Bei der großen politischen Bedeutung, die dem Volksentscheid am 20. Juni zukommt, ist es erwünscht, schon das vorläufige Abstimmungsergebnis auf seine verfassungsmäßigen Auswirkungen beurteilen zu können, d. h. vorbehaltlich der endgültigen Zahlen einen Überblick zu erhalten, ob der Gesetzentwurf die Zustimmung der Mehrheit der Stimmberechtigten gefunden hat oder nicht. Deshalb soll bei der Übermittlung des Abstimmungsergebnisses am Abend des Abstimmungstages von den Abstimmungsvorständen, Gemeindebehörden, unteren Verwaltungsbehörden und Abstimmungsleitern auch die Zahl der Stimmberechtigten gemeldet werden. Hierzu muß ermittelt werden:

Wenn die Unternehmer ihre reichen Geldmittel und ihre ganze wirtschaftliche Macht einsetzen, um dem

Raubzug der Fürsten

auf den Besitz des deutschen Volkes zum Siege zu verhelfen, muß die gesamte organisierte Arbeiterschaft Deutschlands am kommenden Sonntag geschlossen für die

entschädigungslose Enteignung der Fürsten

ihre Stimme abgeben. Wer bei der Abstimmung fehlt, wer nicht mit Ja stimmt, veründigt sich am deutschen Volke, verrät die Interessen der deutschen Arbeiterschaft.

Berlin, den 16. Juni 1926.

Der Vorstand des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes.

Arbeiter, Angestellte, Beamte!

Am kommenden Sonntag müssen

20 Millionen Stimmen

für die entschädigungslose Enteignung der Fürsten aufgebracht werden. Die unterzeichneten Spitzenorganisationen der freien Gewerkschaften Berlins erwarten, daß an diesem Tage

jeder gewerkschaftlich organisierte Arbeiter, Angestellter und Beamte zur Abstimmung geht und für die Annahme des Enteignungsgesetzes, also mit „Ja“ stimmt.

Wir fordern ferner alle unsere Mitglieder auf, sich den politischen Organisationen, denen sie angehören oder nahestehen, am Sonntag, den 20. Juni 1926, zu den Abstimmungsarbeiten und zur

Agitation für den Volksentscheid

zur Verfügung zu stellen!

Es ist Pflicht jedes Gewerkschaftsmitgliedes, mit allen Kräften für den Sieg des Abstimmungsgesetzes tätig zu sein.

Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund

Ortsausschuß Berlin:

Sabatsh.

Allgemeiner freier Angestelltenbund

Ortskartell Berlin:

Flatau. Reichelt.

Allgemeiner Deutscher Beamtenbund

Ortsausschuß Berlin:

Körber. Weidmann.

stimmungsresultat auf seine verfassungsmäßigen Auswirkungen beurteilen zu können, d. h. vorbehaltlich der endgültigen Zahlen einen Überblick zu erhalten, ob der Gesetzentwurf die Zustimmung der Mehrheit der Stimmberechtigten gefunden hat oder nicht. Deshalb soll bei der Übermittlung des Abstimmungsergebnisses am Abend des Abstimmungstages von den Abstimmungsvorständen, Gemeindebehörden, unteren Verwaltungsbehörden und Abstimmungsleitern auch die Zahl der Stimmberechtigten gemeldet werden. Hierzu muß ermittelt werden:

1. die Zahl der in der Stimmliste eingetragenen Stimmberechtigten (abzüglich derer, die einen Stimmschein erhalten haben) und 2. die Zahl der Stimmberechtigten, die auf Grund von Stimmscheinen abgestimmt haben.

Beide Zahlen werden in jedem Stimmbezirk vom Abstimmungsvorstand ermittelt und in die Abstimmungsprotokolle eingetragen; ferner sind sie bei der Meldung über das Abstimmungsergebnis mit anzugeben.

Zölle und Handelsverträge.

Reichskanzler Dr. Marx und Reichsernährungsminister Dr. Haslinger hatten gestern eine Besprechung mit den Vertretern der Regierungsparteien über die Zollfragen, die beim Abschluß des deutsch-schwedischen Handelsvertrages zu berücksichtigen sind. Von den Regierungsparteien wird besonderer Wert darauf gelegt, daß eine Differenzierung zwischen Braugerste und Futtergerste eintritt in der Weise, daß die Zollsätze für Futtergerste wesentlich niedriger gehalten werden als die für Braugerste. Die Besprechungen führten noch nicht zu einem endgültigen Abschluß und sollen am Montag fortgesetzt werden, nachdem der deutsch-schwedische Handelsvertrag in der Reichstags-Sitzung am Montag die erste Lesung passiert hat.

Zurück in die Hörigkeit?

Volksentscheid und Beamtenchaft.

Von Albert Falkenberg.

Von Demagogen und Reaktionären wird der Kampf um den Volksentscheid benutzt, den Beamten die Republik zu vereiteln und die Monarchie als das erstrebenswerte Ziel aller anständigen Menschen vorzuspiegeln. Wenn es wahr wäre, daß, wie Graf Westarp in seiner Reichstagsrede vom 28. April 1926 behauptete, „Recht und Freiheit nur unter den deutschen Fürsten gelebt haben“ — ja dann wäre vielleicht diese Tatsache geeignet, den Beamten die Monarchie als das Ziel ihrer Wünsche vorzutauschen. Aber abgesehen von der in dieser Auffassung enthaltenen Täuschung ist ja gerade das der große, scheinbar unausrottbare Irrtum, der bis tief hinein in die unteren Kategorien der Beamtenchaft unklare Vorstellungen über das, was war, die Beamten verwirrt und infolgedessen zielklare politische Erkenntnis vermissen läßt: Die Beamten vergessen, daß nicht der Monarch entscheidet, sondern die Handlanger der Monarchie, d. h. die nicht immer gerade fortschrittlich gesonnenen Verwaltungsbureaucraten den politischen Kurs so steuern, wie er ihren Interessen am besten zu dienen vermag. Und wenn die Beamten nicht ebenso wie Millionen nichtbeamteter Staatsbürger so leicht vergessen hätten, was ihnen in der Kaiserzeit so oft das Leben zur Hölle machte, dann würden sie jetzt mit ganzem Herzen den Volksentscheid bejahen, anstatt sich vor geriffenen Drahtziehern an der Nase herumführen zu lassen. Die Vergeßlichkeit der Beamten ist ein wesentlicher Aktioposten in der Rechnung der Gegner des Volksentscheids.

Die Hineinzerrung des Reichspräsidenten in die politische Kampfarena durch einen der robustesten Reaktionäre, den ehemaligen Staatsminister von Voebell, paßt natürlich auch den Beamten nicht. Aber sie haben doch vielfach keine klare Vorstellung von dem Wesen dieses Mannes, der sich schon zu Anfang des Weltkrieges als der entpuppte, der er in Wahrheit ist. In der Dezember-Sitzung 1914 des königlichen Staatsministeriums wählte er die sozialdemokratisch orientierten Kommunalbeamten nur während des Krieges befristet. Nach Beendigung des Krieges sollte nach seiner Meinung die Lösung dieser Frage von der Stellung der Sozialdemokratie, das heißt doch wohl von ihrem Wohlverhalten im Staate, abhängig gemacht werden. Dieser Mann, der jetzt mit einer leichten Handbewegung die Verfassung glaubt abtun zu können und den Reichspräsidenten vor aller Öffentlichkeit in seine Gefolgschaft zwingt — der die Wahlreform noch während des Weltkrieges ablehnte, ist der Typus der traditionellen Gegner eines fortschrittlichen Berufsbeamtentums. Er will zurück in die oft nur scheinbar überwundenen Zustände obrigkeitlicher Hörigkeit. Er haßt die Republik, weil sie seinen Plänen im Wege steht.

Und dennoch: auch dieser Mann wird einmal als vorübergehende Erscheinung abgetan sein. Was bleibt, ist der Geist des von ihm und seinesgleichen gemollten Systems. Und das ist gerade genug, denn dieser Geist ist es, der während der letzten Jahre die Beamtenmassen aus ihrer durch die Verfassung gesicherten Position herauszudrängen versucht hat. Nicht überall mit dem gleichen Erfolge, aber doch mit der begründeten Aussicht auf erfolgreiche Fortführung dieses Kurses, wenn nicht endlich die in Mitleidenschaft gezogenen Massen aus dem politischen Schlaf erwachen und sich zu politischer Tat ermannen — wenn sie nicht durch die Bejahung des Volksentscheids zu erkennen geben, daß sie begriffen haben, wie eng ihre Standesfragen mit dem Schicksal der deutschen Republik verknüpft sind. Oder haben die Beamten auch das vergessen, daß schon im Januar 1922 in Darmstadt ein Vertreter des preussischen Finanzministeriums in einer Besprechung von Vertretern der Länder über Beamtenfragen mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit die jetzt beschrittenen Wege der Personalpolitik gekennzeichnet hat? In dem damals erstatteten Referat heißt es u. a. wörtlich:

„Die Bestrebungen des Reichsoverkehrministeriums verdienen in personalpolitischer Hinsicht die wärmste Unterstützung der Länder. Sie bieten eine Gelegenheit von seltener, vielleicht nie wiederkehrender Gunst, die Personalpolitik einzuleiten, die eine staatspolitische Notwendigkeit ersten Ranges ist, von der das Wohl und Wehe der Staatsverwaltung abhängt.“

Das war das Signal für den rücksichtslosen Personalabbau, der neben anderen Zielen auch noch die „Bereinigung der Verwaltung“ verfolgte. Abbau und soziale Entrechtung haben seitdem die Beamten — und nicht nur in der Reichsoverwaltung — aus der Linie des Berufsbeamtentums herausmanövriert.

Aber dieser Prozeß hat noch nicht sein Ende gefunden. Wenn der Volksentscheid vom 20. Juni 1926 den Massen eine Niederlage bringt, dann ist damit ein neuer Aufmarsch für den Feldzug gegen das Berufsbeamtentum gegeben. Die Reaktion rüstet aufs neue.

















## Ein ungebetener Gast.

Von Friedrich Katteroth.  
(Schluß.)

Doch aller Spaß findet ein Ende, und eigentlich war dies nur der Auftakt für anderes, was Spitz im Schilde führte. Er lief auf die Gasse hinaus und klaffte Karl an, ihm zu folgen. Sie rannten die Gasse hinauf und zum Dorf hinaus. Der Knabe spähte nach einer Hügelkette am Horizont, von der er wußte, nach dieser Richtung hin führe der Weg zur Mutter. Das wußte Spitz auch, der hatte übrigens schon die Spur seines Herrn gefunden. Aber wer mochte die Entfernung kennen, die richtige Straße wissen nach dem Dorf hinter dem Berg. Klein und niedrig drehten sich da hinten die Flügel einer Windmühle, es sah aus, als böhrten sie sich in die Erde und sprangen wieder auf.

Fragend sahen sich die beiden Verschmorenen an. Hier war ein Wagnis zu unternehmen, aber Spitz war sich seiner Sache gewisser als der Knabe, was er durch lauten Jurist zeigte. Er lupfte ihm am Kopf und zog ihn vorwärts. Karl konnte solcher Vordung nicht widerstehen, und die Sehnsucht nach der ferneren Mutter brannte ihm wieder neu im Herzen. Sie setzten sich also in Trab, wobei der Knabe dem Hund knapp folgen konnte. Später hielten sie es so, daß Spitz immer einen halben Kilometer vorauslief und dann auf den Knaben wartete, bis er heran war.

Der Tag war heiß und warm, Duft von blühendem Alee zog von den Feldern herüber. Im Westen neigte sich bereits die Sonne in die blauen Wälder am Horizont. In der Grenze der Gemarkung, inmitten des schiffelförmigen Tales, das die Chaussee durchschnitten, führte der Weg über eine kleine Brücke. Karl kannte den Platz, einige Felder des Großvaters grenzten hier an. Man konnte stundenlang im Gras liegen und in den klaren Bach schauen, in dem sich keine Fische und Käfer tummelten. Auch jetzt verspürte er Reizung, sich in dieses Spiel zu vertiefen.

Spitz klaffte vor Ungeduld oben auf dem Wege. Sie setzten sich wieder in Trab. Die Höhe war nun erreicht, einige Kilometer entfernt lag eine Ortschaft, die wie ein Ziel winkte. Ob es diese war, in der die Mutter wohnte, wußte Karl nicht. Aber hier gab es vieles Neues zu betrachten, vor allen Dingen den neuen Ausschnitt der Landschaft, der sich aufbot. Das war eigenartig, man konnte auf dem Grunde gehen so weit man mochte, immer kamen Täler und Höhen, und die Ferne ringsum wurde von blauen Wäldern abgeschlossen. So lange man noch das Dorf des Großvaters im Rücken liegen sah, war es dem Knaben nicht bänglich zumute. Doch da bog Spitz im Dorf schon in eine Seitenstraße ein, die zwischen Gärten eine Höhe hinanleitete. Langsam drehten sich dort im Abendwind Windmühlen, es schien, als winkten sie, hier hinauf zu kommen. Sie liefen nun auf einem Bergkamm. Rechts und links rannen die langgestreckten Felder in Täler hinab, in denen Weiden und rote Ebereschen prangten. Abenddämmerung stieg dort schon langsam herauf. Bald sah der Knabe die Kirchturmspitze eines zweiten Dorfes zwischen Bäumen hervorstechen. Als sie die ersten Häuser erreichten, war die Dunkelheit hereingebrochen.

Den Knaben beschlich leichte Angst, sich so weit vom Hause entfernt zu haben, die Füße schmerzten ihn empfindlich. Spitz zeigte sich ganz ungebärdig, weil sein Freund nun am Ziel der Wünsche verzagen wollte. Er lief immer eine Dorfstraße voraus und wartete ein Ende, bis Karl ihm gefolgt war. Durch mehrere Straßen führte er ihn auf solche Weise, bis er plötzlich an einem offenen großen Hof Halt machte. Hier rannte er toll vor Freude durch das Tor bis zur Haustür und wieder zurück.

Ueber der Tür des Hauses hing ein Wirtshauschild, auf dem ein Gambrius in einem roten Wams ein schäumendes Glas Gerstebier in die Höhe hielt. Die Stuben waren erleuchtet, laute Fröhlichkeit klang aus geöffneten Fenstern. Spitz verschwand in der offenen Haustür, strich im Ausschaut um die Beine der Gäste und rannte wieder in den Flur hinaus. Jetzt lief er die steinerne Treppe zu der Wohnstube hinauf.

Feiertäglich gekleidete, lachende und lärmende Menschen sahen wie zu einem Fest um eine lange Tafel. Spitz fand seinen Herrn, der ganz oben am Tisch saß, sofort heraus. Freudeklaffend umsprang er den Gesuchten.

„Das ist doch Spitz! Wo kommst du her, du Stroch?“ Trotz des schwarzen Feiertagsgewandes hob ihn sein Herr auf den Schoß.

Eine Frau an seiner Seite beugte sich über das Tier und streichelte es mit stillem Lachen:

„Kommst du auch, kleiner Kerl, mir zu meinem Hochzeitstag Glück zu wünschen?“

Die Anwesenden bestaunten gebührend das Wunder, wie Spitz allein den weiten Weg gefunden hatte. Der Bräutvater begann von der Klugheit seines Hundes zu erzählen, doch ein Gast wies auf die Tür:

„Ach glaube, da ist noch einer gekommen!“

Da stand der Junge. Niemand hatte ihn bisher beachtet. Den kleinen Arm hielt er in Höhe der Augen, um sich vor dem anstrahlenden Licht zu schützen. Die Mutter hatte er bereits erspäht, sein Herz pochte zum Zerplatzen. Und doch stand er wie festgemurzelt auf der Schwelle.

„Mein Junge, Gott, was bedeutet das? Wo kommst du her?“ rief die Mutter. Sie rannte mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu.

Pflichtig lag sein Kopf in ihrem Schoß, und ein langverhaltenes Weinen klang in ihm auf. Es schüttelte seinen schwächlichen Körper und wimmerte fallungslos in seine zerbrochenen Hoffnungen hinein.

Die laute Stimmung der Hochzeitstage war verfliegen. Man sah sich erschrocken an. Der Mutter trieb Scham die Röte ins Gesicht.

Sie stellte den Knaben energisch vor sich hin und schüttelte ihn.

„Sei still und betrage dich vernünftig!“ befahl sie. Karl schwieg, verharrte aber weiter im stummen Trost. Sie führte ihn zu einem großen blonden Mann; Kinder in gleichem Alter wie Karl umdrängten ihn.

„Nach dein mütterliches Gesicht und gib deine Hand, es ist dein neuer Vater! Und das hier sind deine Brüder und Schwestern, die warten schon, daß du mit ihnen spielst!“

„Ich will keinen neuen Vater. Ich will mit niemand spielen!“ wehrte der Knabe und suchte sich den Händen der Mutter zu entziehen. Sie nahm ihn auf ihre Arme und trug ihn in's stille Nebenzimmer. Man hörte, wie die ganze Gesellschaft aufschrie,

## Die Wilden sind doch bessere Menschen.



Als Abd el Krim den Krieg verlor, stellte er sich mitfam seiner Familie seinem Gegner zur Verfügung. Seine Güter wurden eingezogen und er selbst nach Madagastar verbannt.



Wilhelm, als er seinen Krieg verlor, ließ sein Volk in Not und Elend sitzen und verlangt von ihm nun, daß es ihm Hunderte von Millionen nachwirft.

als Großvater erzählte, daß Karl seine Mutter habe heiraten wollen.

Der Kummer des Knaben löste sich in lautem Schluchzen. Plötzlich fühlte er auch die Tränen der Mutter auf seine Hände tropfen.

„Mutter, du wolltest doch warten, bis ich groß bin!“

Es war der Frau durchaus nicht recht, sich vor ihrem Kinde zu verantworten, noch dazu in diesem Augenblick. Was verstand so ein dummer Junge von den Ursachen, die sie zur Heirat mit diesem Hofbesitzer geführt hatten! Und doch schien es ihr beim Anblick ihres Jungen, als ob alle Vorteile verschwanden, die sie durch ihre Heirat glaubte eingetauscht zu haben. Sie wollte sich einreden, daß es Empfindungen selbstloser Art waren, von denen sie sich hatte treiben lassen. Die Not, die sie in dem kinderreichen und mütterlosen Haushalt angefundnen hatte, war ihr zu Herzen gegangen, das Jüngste, fast verkümmert, lag noch in der Wiege. Nun hatte es sich sichtbar unter ihrer Pflege erholt und lachte ihr entgegen, als wäre sie seine eigene Mutter. Die anderen warteten auch, sie „Mutter“ rufen zu können.

Der Vater der Frau trat in die Stube. Er nahm insgeheim Partei für seinen Enkel, er hätte es lieber gesehen, wenn seine Lieblingsnichte in seinem Hause geblieben wäre. Aber es war seine Art, daß er Niemanden in seinen Entschlüssen behinderte.

„Beunruhige dich nicht wegen Karl. Ich hatte von vornherein vor, ihn zu behalten. Er wäre dir doch hier im Wege.“

Die Mutter drückte ihrem Vater dankbar die Hand. Nun mochte der alte Mann zum Aufbruch, es war reichlich spät zur Heimkehr geworden. Der Vortrat trat hinzu und bestürmte den Alten, noch zu bleiben. Dann erbot er sich, ihn mit dem Pferde noch ein Stück des Weges zu fahren. Karl ließ die Hand des Großvaters nicht mehr los, bis sie auf den Wagen stiegen. Auch Spitz mußte mit hinauf, das machte Schwierigkeiten. Karl mußte lachen, obwohl es ihm sonst wie Messer durch das Herz schnitt. Sein Trost galt jetzt mehr dem Mann, der vor ihm auf dem Boden saß und der ihm das Viehste, was er besaßen, genommen hatte.

Das große Dunkel der Nacht, in das sie hineinfuhren, löste lindernd den letzten Tränenrest. Karl fühlte etwas hart in der Tasche des Rockes drücken. Es war eine Tüte Kandiszucker, die fürsorgliche Mutter hatte sie ihm heimlich zugesteckt. Ungern und doch durch das seltene Raschwerl verlockt, schob er ein Stück in den Mund. Mit der Süßigkeit auf den Lippen vermeinte er wieder die warmen Küsse der Mutter zu spüren und schlief ein.

Er erwachte erst, als ihn der Großvater leise am Arm zog und vom Wagen hob. Sofort war auch alle Müdigkeit wie weggeschöpft, es war ihm, als hätte er sich aus einem bösen Traum gerettet. Mit geschärften Sinnen empfand er plötzlich das Unabänderliche des Geschehens.

Der neue Vater war mit ihnen bis an die ersten Häuser ihres Dorfes gefahren. Weiter mochte er nicht, um nicht länger abgehalten zu werden. Karl bequeme sich sogar, ihm beim Abschied die Hand zu reichen.

Wie er dann an der Seite seines Großvaters dahinschritt, in die Dunkelheit der Gassen hinein wie in einen schwarzen Schoß, schien ihm das schmerzliche Erlebnis dieses Tages schon weit in die Ferne gerückt.

## Wie ein Zentrumsfarrer über den Volksentscheid denkt.

Von Polizeioberst a. D. Hans C. Lange.

Ich rechne es zu den Glückfällen meines Lebens, daß mir die Schriften des am 23. Juni 1916 verstorbenen Volkschriftstellers Heinrich Hansjakob schon in jungen Jahren in die Hände gefallen sind. Ihnen verdanke ich viele Stunden reinen Genusses. Sie regten mich aber auch zum Nachdenken an, öffneten mir in mancher Beziehung die Augen und sind auf meine innere Entwicklung nicht ohne Einfluß geblieben. Wer es von den Lesern des „Vorwärts“ noch nicht wissen sollte, dem sei es hiermit gesagt, daß Hansjakob, der Proletariatssohn aus dem Schwarzwald, als welchen er sich immer stolz bekannte, zwar katholischer Pfarrer und eine Zeitlang auch Zentrumsabgeordneter gewesen ist, während seines ganzen Lebens aber auch glühender Republikaner und Demokrat war. Aus dieser Gesinnung hat er nie ein Hehl gemacht. Derbe Wahrheiten bekamen die Fürsten zu hören, und nie war sein Spott bitterer und schärfer, als wenn er ihn über die „Knechtlichkeit“ seiner Landsleute ausgoß. Aber er hatte auch den seltenen Mut, gegen seine kirchlichen Vorgesetzten aufzutreten, wenn seine innere Stimme es ihm gebot, unbeschadet seiner tiefen Frömmigkeit. Es konnte keinen gläubigeren Sohn der Kirche geben als ihn. Lebte er heute noch, kann kein Zweifel sein, daß er seine Volksgenossen nicht nur aufordern würde, zur Urne des Volksentscheids zu gehen, sondern sicher würde er auch die Forderung des Volkes bejahen. Denn Volksrecht ging ihm immer vor Fürstenanmaßung.

Da ihm der Tod leider den tapferen Mund geschlossen hat, sollen seine Worte für ihn sprechen:

„Erzbauern“: „Ich erinnere mich aber auch noch gar wohl, daß ich einmal, etwa zwölftjährig, auf den Federn hinter dem Kapuzinerkloster meiner Vaterstadt Garben machen half. Der „Läuferjoh“, unser alter Tagelöhner, band die Garben. Als nun der „Wendel“, unser Fuhrmann, kam, um die Garben zu laden, sah ich, daß der Läuferjoh, der sie an eine große Gabel spiechte und dem Wendel auf den Wagen streifte, von Zeit zu Zeit eine Garbe liegen ließ. Ich machte ihn darauf aufmerksam, weil ich glaubte, er habe sie übersehen. Da sprach der Tot: „Blüble, je die zehnt' Garb' gehört dem Fürsten.“ Ich fragte: „Warum?“ Der Tot antwortete: „Wil die g' meine Lüt u' der Welt sin, u' die Fürst e zu verhalte!“ Mir kam es unrecht vor, daß der Fürst ernten sollte, wo er nicht geäet und — demotrafisch, wie ich von Kindesbeinen an war — machte ich dem Läuferjoh den Vorschlag, die Garben anzuzünden. „Blüble!“ warnte der greise Tot, „des lösch du bliewe, wenn du nit ins Loch mit!“

„Sonnige Lage“: „So wie es z. B. der berühmte „alte Dessauer“ trieb, der ein Bauernschinder erster Güte war, machten es im 18. Jahrhundert noch viele seiner Standesgenossen; selbst die geistlichen Fürsten waren nicht besser. Und das Sprichwort: „Unterm Krumpfschab ist gut wohnen“ hat, soweit es sich auf Fürstbischöfe bezieht, sicher kein Bürger und Bauer erfunden.“

„Und doch sind meines Erachtens tüchtige Bauernfamilien ein größerer Segen und wichtigerer Faktor in der menschlichen Gesellschaft als Fürsten und Prinzen; denn ohne diese können, wenn es sein muß, selbst die „Knechtlichen“ leben, ohne Bauern aber niemand.“

„Wenn alle Herzöge und Fürsten, die in dem Punkte (eheliche Treue) sich schon verwickelt haben, enthauptet worden wären, so würden die meisten Fürstengeschlechter längst ausgestorben sein, was sicher kein Unglück für die Völker wäre. Dies hätten dann lernen müssen, sich selbst zu regieren, und der Byzantinismus, der Servilismus und das Kulltum, diese Schandflecke der Menschewürde, wären auch nicht mehr.“

„Der Behies hochinteressantes und hochverdientliches Werk über die deutschen Höfe vom 16. Jahrhundert an gelesen hat und nicht Vollblutdemokrat geworden, ist in meinen Augen ein Heil zu Vierd.“

„Ich schmärzte bis heute nur für zwei Könige, für den König Gambrius und den griechischen König Codrus, der für sein Volk das Leben hingab, während sonst in der Weltgeschichte die Völker für die Könige sterben müssen.“

„Und nachdem die Völker mit ihrem Blut die Befreiungskriege geschlagen hatten, schlossen die Fürsten die „heilige Allianz“, die keinen anderen Zweck hatte, als die Unterthanen politisch zu knebeln und den kaiserlichen Absolutismus, den die französische Revolution gebrochen, wiederherzustellen. So dankten damals die Fürsten ihren Völkern.“

„Aus meiner Jugendzeit“: „und zudem die meisten Menschen von Natur, Geburt, Erziehung und Gemohnheit aus Inerthätigkeit sind, so wird die Mehrheit der Menschen allzeit so bleiben, und das ist der Trost für Fürstentum, Monarchie und Despotismus.“

„In der Karkhause“: „Mir scheint aber die Zeit, da die Fürsten im Tagelohn arbeiten, noch in weiter Ferne zu stehen. Es werden die Leute, welche es für eine Ehre halten, für Fürsten arbeiten und schwitzen zu dürfen, nicht so bald oder, richtiger, gar nie aussterben.“

„Ich denke aber jeweils: „O Michel, deutscher, einziger; wenn dir die Haut über den Kopf gezogen würde, du würdest Michel bleiben!“

„In allemwege halte ich es jedoch mit dem großen Revolutionsmann Broudhon, der da meint: „Leide und stirb, aber was dir Wahrheit dünkt, das sage.“

„Aus dem Leben eines Biegegeliebten“: „Sie (die Franzosen) hatten den Mut, den Kaiser, der sie in die Patzche geführt, abzusehen und für immer des Landes zu verweisen. Andere Völker würden nach wie vor einem solchen Fürsten in alter Knechteligkeit dienen und nicht bloß die Blutkosten des Krieges bezahlen, sondern auch die letzten Großen sich aus der Tasche ziehen lassen, um die Kriegsschulden und Kontributionen zu bezahlen, während die Fürsten keinen Pfennig dazu hergeben. Also Respekt vor den Franzosen!“

Lebte Hansjakob heute noch, er würde gegen seine katholischen Amtsbrüder und gegen das Zentrum, die wieder einmal auf der falschen Seite stehen, zornig ausgebehren und kein Blatt vor den Mund nehmen. Er würde ihnen sagen, daß sie Verrat an deutschen Völkern und auch an ihren Wählern begehen. Die Entstehung der Fürstentümer hat mit Recht und Moral nie etwas zu tun gehabt. Für ihre Erhaltung einzutreten, heißt, sich auf den Weg begeben, den die Fürsten bei der Erwerbung eingeschlagen haben, nämlich auf den Weg des Unrechts und der Unmoral. Der einfache Sinn der Massen wird am 20. Juni schon mit übermächtiger Mehrheit den richtigen Entscheid zu treffen wissen. Die Arbeiterkraft aber, die bisher das Gros der Zentrumsähler stellte, wird bis zu den nächsten Wahlen nicht vergessen haben, daß die Zentrumsfraktion sich in der Sache des Volksentscheids für die Fürsten und gegen das Volk erklärt hat.

Hansjakobiner tun not, aber keine Fürstentredte.

„Umwälzung in der Wetterprognose? Nach einem Bericht der Akademie der Wissenschaften in Paris hat Abbé Gabriel ein System von mathematischer Analyse zur Prüfung eingereicht, das eine Umwälzung in der Wetterprognose hervorrufen soll. Nach dem System des Abbé kann man das Wetter auf mehrere Jahre hinaus ziemlich voraussagen. Die wissenschaftliche Welt steht vorläufig dem Prognosensystem des Abbé Gabriel skeptisch gegenüber und wartet die von der Akademie der Wissenschaften angeforderte Veröffentlichung der gabelischen Wettergehebe ab. Nur soviel ist schon verlautbar geworden, daß Abbé Gabriel besonders harte Froste für den Winter 1926/27 ankündigt.“

